

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ August 2023



Eröffnungsveranstaltung der Ausstellung "Nachgefragt." Foto Dr. Renate Degner

Vorwort von Eva Geffers

Unser August-Brief beginnt mit der unbedingt sehenswerten Ausstellung der Zeitzeugenbörse „Nachgefragt“. Migranten werden nunmehr die Themenvielfalt der Zeitzeugenbörse bereichern; ein Beispiel „Alissa“, eine postsowjetische Jüdin. An den „17.Juni“ wurde im Rahmen einer Veranstaltung der Berliner Seniorenwoche von kompetenten Zeitzeugen erinnert. Ganz besonders berührend ist die dann folgende Suche einer Berlinerin nach ihren jüdischen Wurzeln. Von ihren Einsätzen im Vicco-von-Bülow-Gymnasium berichten zwei Zeitzeugen. Ein neues Berlin-Buch mit Beiträgen von 15 unserer ZeitzeugInnen wurde veröffentlicht vom Autor McKay. Und wir gratulieren einer 100jährigen Zeitzeugin!

Bitte verpassen Sie nicht unsere Veranstaltung mit Prof. Jarausch am 9.8.23!

Interkulturelle Begegnungen auf der Ausstellungseröffnung von „NACHGEFRAGT“ Von Dr. Renate Degner

Zur Vernissage der Ausstellung „NACHGEFRAGT – Berliner Zeitzeug:innen und ihre Migrationserfahrungen“ lud die ZeitZeugen-Börse am 15. Juni 2023 in das Mitte Museum im Wedding ein.

Inhalt	
Geffers: Vorwort	1
Degner: Ausstellungseröffnung	1
Sommerfeld: Zu Besuch bei Alissa	2
Tellmann: Volksaufstand 17. Juni	4
Zeuch-Wiese: Spurensuche	6
Pohl: Wie die Zeit vergeht	8
Beitrag von Helga Wille	9
Achinger: Zeitzeugen (McKay)	9
Achinger: Charlotte Oberberg	11
Gratulationen	11
Zeitzeugen gesucht, Ankündigung	12

Die aus dem 2-jährigen Interview-Projekt heraus entstandene Ausstellung zeigt in einem gut strukturierten Raum Details aus dem Leben von 12 Menschen, die sich als Migrant:innen der ersten Stunde in Berlin niedergelassen haben. Sie wurden in geleiteten Interviews mit offenen Fragen angeregt, über sich zu reden. Z.B. „Welche Vorstellung hattest du von Deutschland?“ oder: „Hast du Diskriminierung erfahren?“

Videozuschnitts und Zitate regen dazu an, mehr über die fünf Frauen und sieben Männer zu erfahren. Vor Ort, aber auch über einen Link der ZZB sind die vollständigen Interviews abrufbar, die von Texten und Fotos der Interviewten gerahmt werden:

<https://zeitzeugenboerse.de/medien/videointerviews/migrationsgeschichten/>

Die meisten der Interviewten kamen zur Eröffnungsfeier und nahmen gleich untereinander Kontakt auf. Im weitläufigen Hof des Museums bei angenehmen Temperaturen unterhielten sich angeregt die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen unterschiedlicher Ursprungsnationalität miteinander. Andere waren im regen Austausch mit einem der rund 60 Gäste der Veranstaltung.

Für die leibliche Versorgung standen Weine und Knabbereien bereit. Für das geistige Wohl sorgten der Leiter des Mitte Museums, Nathan Friedenberg, unser Vereinsvorsitzender Jens Splettstöhser und die Hauptverantwortliche für das Projekt Christin Sommerfeld. Ihre einführenden Worte wurden mit großem Applaus belohnt, der sicher der Arbeit und dem Aufwand des Projektes galt, vor allem aber jenen Zeitzeug:innen, die bereit waren, vor einer Kamera ihr Leben und ihre Migrationserfahrungen zu schildern – oder aus ihrem Buch zu lesen, wie es die aus Kasachstan stammende, russlanddeutsche Zeitzeugin Lena Kelm tat.

Die sehenswerte Ausstellung kann noch bis zum 17. September 2023 bei freiem Eintritt im Mitte Museum besucht werden (Pankstr. 47, 13357 Berlin, geöffnet So-Frei 10-18 Uhr).

Zu Besuch bei Alissa Von Christin Sommerfeld

Migrationsgeschichte einer postsowjetischen Jüdin

Alissa ist 39 Jahre alt und eine der jüngsten Personen, die wir im Rahmen unseres Projekts „Zeitzeug:innen mit Migrationsgeschichten“ getroffen haben. Ihre Migrationsgeschichte beginnt im Jahr 2001, als Alissas Eltern sich dazu entschieden, ihr Heimatland Russland zu verlassen. Sie nutzten die Möglichkeit, die die Bundesrepublik seit Beginn der 1990er Jahre jüdischen Menschen und ihren Familien aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion bot. Als sogenannte Kontingentflüchtlinge konnten sie in Deutschland eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis bekommen, ohne zuerst ein langwieriges Asylverfahren durchlaufen zu müssen.



Alissa Foto: Christin Sommerfeld

Alissa war da bereits im Teenager-Alter und entdeckte gerade das Jüdische ihrer Identität für sich. Zuvor war Judentum für sie etwas gewesen, das sie nur aus den Erzählungen ihres Vaters über ihre Vorfahren kannte. Alissa selbst wurde nach der Geburt getauft, weil ihre Eltern sie vor antisemitischen Diskriminierungen schützen wollten. Der Vater hatte Antisemitismus in Russland erlebt und

wollte das für seine Tochter verhindern. Dennoch merkte Alissa, dass sie von ihrer Umwelt manchmal als „anders“ wahrgenommen wurde. Im Alter von 15 Jahren sprach sie das erste Mal außerhalb ihrer Familie über ihre jüdische Herkunft, als sie an einem jüdischen Jugendcamp teilnahm. Der Austausch mit anderen jüdischen Jugendlichen und das Kennenlernen jüdischer Traditionen war für sie wie eine Reise zu sich selbst. Sie schloss sich daraufhin der jüdischen Gemeinde in Moskau an und war dort, wie auch an ihrer Schule, fest eingebunden. Dementsprechend schwer fiel es ihr, das alles zurückzulassen. Sie wäre den Schritt der Migration nicht gegangen, hätte sie frei für sich entscheiden können. So aber musste sie den Eltern folgen, die den Umzug nach Deutschland wählten, weil sie hier bessere Zukunftsaussichten für ihre Tochter sahen. Nach den ersten Wochen in einem Aufnahmelager zog die Familie nach Leipzig, wo Alissa in die 10. Klasse eines Gymnasiums kam. Innerhalb weniger Monate musste sie Deutsch lernen, den laufenden Unterrichtsstoff aufholen und sich auf die Abschlussprüfungen vorbereiten, um in die 11. Klasse versetzt zu werden. Im Nachhinein beurteilt Alissa dieses erste Jahr als eine Tortur. Sie lernte pausenlos, hatte Heimweh nach ihren Freunden in Moskau und verfiel in depressive Stimmungen. Zugleich sah sie mit an, wie schwer sich ihre Eltern mit der Eingewöhnung in die neue Umgebung taten, und fühlte sich verantwortlich für ihr Schicksal. Alissa machte Abitur und ging zum Studium erst nach Bonn und später nach Berlin. Ihr Vater hatte in der Zwischenzeit einen Antiquitätenhandel in Leipzig eröffnet. Ihre Mutter gab Nachhilfeunterricht und führte kleine Nebentätigkeiten aus. Zehn Jahre nach ihrer Migration starb Alissas Vater, ohne je richtig heimisch in Deutschland geworden zu sein. In Berlin suchte Alissa Anschluss an die jüdische Gemeinschaft. Sie fühlte ihren Minderheitenstatus als Ausländerin in Deutschland sehr und sehnte sich danach, Teil einer größeren Gruppe zu sein, die ihr Rückhalt bot. So wurde das Judentum für sie zu einer wichtigen Integrationsstütze, die

ihr das Leben in Deutschland erleichterte. Nach ihrem Studienabschluss promovierte sie im Rahmen eines Begabtenförderprogrammes des jüdischen Ernst-Ludwig-Ehrlich Studienwerkes. Sie arbeitete anschließend für ein Wissenschaftsgremium der Bundesregierung und absolvierte später eine Ausbildung zur Paartherapeutin. Heute ist Alissa selbstständig in der Paartherapie tätig und fühlt sich beruflich und privat angekommen. Sie ist verheiratet und Mutter einer Tochter. Nur Deutschland bleibt für sie ein Provisorium. Sie ist dankbar für die Menschen, die sie hier getroffen hat, und die Chancen, die es ihr ermöglicht haben, sich selbst zu verwirklichen. Die Wunden, die sie in Deutschland spürt, sind in ihrer Summe jedoch zu groß, als dass sie für immer hier leben will. Neben dem Verlust der Heimat sind dies vor allem die Wunden des Holocaust, die Alissa belasten. Ein Teil ihrer Vorfahren ist den nationalsozialistischen Verfolgungen zum Opfer gefallen. Die vielen Stolpersteine auf Berlins Straßen erinnern sie stets daran. Hinzu kommt die Sorge über mögliche antisemitische Anschläge und Diskriminierungen, mit denen sie als Jüdin in Deutschland rechnen muss. Wie real die Gefahr ist, machen u.a. der Anschlag von Halle 2019 und die Corona-Pandemie ersichtlich, die viele antisemitische Verschwörungserzählungen und Vorurteile gegenüber jüdischen Menschen wiederbelebt hat. Die Corona-Pandemie hat Alissa auch gezeigt, dass es in der freiheitlich-demokratischen Gesellschaft in Deutschland ein großes Potential für Spaltungen und Radikalisierungen gibt. Das beunruhigt sie sehr und lässt sie ebenfalls daran zweifeln, hier dauerhaft zu Hause sein zu können.

Alissas Geschichte ist bezeichnend für viele "jüdische Kontingentflüchtlinge", die ihre Identität in Deutschland doppelt hinterfragen müssen. Sie werden nicht nur mit den generellen Herausforderungen von Migration und „Integration“ konfrontiert, zu denen auch die fehlende Anerkennung der deutschen Aufnahmegesellschaft gehört. Sie müssen

außerdem einen Umgang mit der antisemitischen Vergangenheit ihrer Umgebung und den gegenwärtigen Ausprägungen von Antisemitismus finden.

Als Zeitzeugin kommt Alissa eine besondere Bedeutung zu. Diese verbindet sich zum einen mit ihren Migrationserfahrungen zwischen der postsowjetischen und der deutschen Gesellschaft in der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Zum anderen repräsentiert Alissa einen Teil jüdischen Lebens in Deutschland heute, zu dem auch die Kontinuität der Traumata des Holocaust gehört. Bei der Frage, wie wir in der Zeitzeugenarbeit und in der übergeordneten Erinnerungskultur verfahren, wenn es keine Holocaustüberlebenden mehr gibt, kann Alissas Geschichte eine Richtung aufweisen.

Und dann nicht wie raus nach ... Grunewald

Zeitzeugen erinnern an den Volksaufstand am 17. Juni 1953 in der DDR

Von Elli Tellmann



Wolfgang Jähnichen

Foto: Elli Tellmann

Die Zeitzeugenbörse durfte im Rahmen der 49. Berliner Seniorenwoche am 30. Juni 2023 zu Gast im idyllisch gelegenen Käthe-Tresenreuter-Haus, einem Stadtteilzentrum

des Sozialwerk Berlin e.V. mit zahlreichen Freizeitangeboten für ältere Menschen, zu Gast sein. Im gemütlichen und liebevoll eingerichteten Bibliothekssaal des Hauses in Grunewald ging es darum, mit Zeitzeugen zum 70. Jahrestag des Volksaufstands am 17. Juni 1953 in der DDR dieses historische Ereignis zu beleuchten. Seit der Wiedervereinigung Deutschlands 1990 geriet das Gedenken an diesen Tag etwas in den Hintergrund, er wurde als Feiertag, seit 1954 in der Bundesrepublik Deutschland begangen, dann aber 1990 abgeschafft, und der 3. Oktober trat als Tag der Wiedervereinigung Deutschlands in den Fokus. Durch den 70. Jahrestag fanden die Ereignisse vom 17. Juni 1953 in den Medien und in der Öffentlichkeit wieder größere Aufmerksamkeit, und auch der Zeitzeugenbörse war es ein Anliegen, sich dieses Themas zu widmen. „Über nur wenige Tage der deutschen Geschichte wurde so viel geredet wie über den 17. Juni 1953 und über kaum einen anderen Tag wurde mehr geschwiegen und gelogen.“ (Stefan Wolle, Wissenschaftlicher Leiter des DDR-Museums in Berlin, in: Lernen aus der Geschichte, 4/2023) Zeitzeugen können über diesen Tag in ganz besonderer Weise reden, nämlich aus sehr unterschiedlichen persönlichen Perspektiven, und das war bei dieser Veranstaltung zu erleben.

Wolfgang Jähnichen war knapp vierzehn Jahre alt, als er sich in Dresden in den Zug der streikenden Arbeiter einreichte. Die Schüler und Schülerinnen wurden an diesem Tag nach der 3. Stunde nach Hause geschickt, aber er war als Junge sehr abenteuerlustig, und es zog ihn inmitten einer aufgewühlten Menge Richtung Innenstadt. Am Postplatz erlebte er wie Arbeiter ein überdimensionales Stalin-Bild demontierten, das krachend herunterfiel. Und dann das Geräusch, das ihm schon als kleines Kind am Ende des Zweiten Weltkriegs in die Ohren kam: ein Rasseln, das Panzerketten verursachen. Die Lage wurde brisant, als sich die Protestierenden russischen Panzern gegenüber sahen. „Nicht schießen“, „helft uns“ wurde den Russen aus

der Menge entgegen geschrien, und die Jungen, die schon einige Jahre Schulunterricht in russischer Sprache hatten, übersetzten. Jähnichen betont ausdrücklich, dass die sowjetischen Soldaten tatsächlich nicht in die Menge schossen, sondern über die Köpfe hinweg. Dennoch verbreitete sich ein starkes Angstgefühl. Der Zug marschierte weiter die Antonstraße entlang, wurde aber dann von der Volkspolizei, unterstützt von russischen Kräften, in Empfang genommen, und die Arbeiter wurden „wie Mehlsäcke“ auf Lastwagen geworfen und ins sog. Russengefängnis abtransportiert. Inzwischen herrschte Ausnahmezustand und Wolfgang Jähnichen schlich sich auf Umwegen nach Hause, wo er von seiner aufgeregten Mutter empfangen wurde, nicht als Held, wie er erwartete, sondern mit Ohrfeigen rechts und links. Am nächsten Tag auf dem Weg zur Schule sah er viele Parteiabzeichen der SED („Bonbons“) am Straßenrand liegen, die die Arbeiter zuvor weggeworfen hatten.

In über 700 Städten und Gemeinden der DDR kam es zu Aufständen der Arbeiterschaft, die sich zunächst als Streikaktionen gegen eine Normenerhöhung der Arbeitsleistung durch das SED-Regime entfesselten, sich aber schnell zu einem Volksaufstand mit politischen Forderungen wie „freie Wahlen“, „Wiedervereinigung Deutschlands“ und „weg mit Ulbricht“ entwickelten. Die blutige Bilanz der Niederschlagung der Proteste von über 1 Million Beteiligten verzeichnete 55 Todesopfer, darunter einige standrechtliche Erschießungen, Todesfälle von Unbeteiligten und über 15.000 Inhaftierungen mit Verurteilungen zu Todesstrafen bzw. langen Haftstrafen.

Der Zeitzeuge **Klaus Schulz-Ladegast** (* 1941) wurde 1961 wegen Spionage verurteilt und lernte während seiner Haft den Streikführer des Aufstands in Bitterfeld Paul Othma kennen. Mit großer Ehrfurcht und Rührung berichtet er über diesen Mann, der sich vehement dafür einsetzte, dass es während der Protestaktionen nicht zu Gewalt kam. Im Gefängnis durfte über die Ereignisse des 17. Juni 1953 nicht gesprochen werden,

sodass sich die beiden Häftlinge nur bei Spätschichten insgeheim austauschen konnten. Othma wurde zu 12 Jahren Haft verurteilt, verbüßte seine Strafe und war der Vortzte, der noch wegen des Volksaufstands in der DDR inhaftiert war. Er wurde von der Bundesrepublik ein halbes Jahr vor Ende seiner Haftzeit freigekauft, durfte aber die DDR nicht verlassen. Er war unbeugsam, aber verbittert, was sein von Schulz-Ladegast referiertes Fazit bekundet: „Ich sitze im Knast und im Westen ist Badetag.“ (Bezogen auf den westdeutschen Feiertag 17. Juni).



Klaus Schulz-Ladegast Foto: Elli Tellmann

Aus westlicher Perspektive kann Hubert Draegert, damals 17-jähriger Schüler, über diesen Tag im Juni berichten. Der Deutschunterricht wurde durch plötzlichen Lärm unterbrochen. Denn die Hennigsdorfer Arbeiter und Arbeiterinnen des Stahlwerks zogen durch den Stadtteil Wedding im Französischen Sektor Richtung Innenstadt. An Schulunterricht war nicht mehr zu denken. Draegert schloss sich dem Demonstrationzug an. Er sah, wie im Sowjetischen Sektor Berlins einem DDR-Volkspolizisten von der wütenden Menge die Uniform vom Leibe gerissen wurde. Das „Neue Deutschland“ (Zentralorgan der SED) wurde aus den Kiosken auf die Straße geworfen. Die Stimmung war von Aufruhr, aber auch von Befreiung geprägt.

Schon im Juli 1952 verkündete Ulbricht, damals stellvertretender Vorsitzender des Ministerrats, den „planmäßigen Aufbau des So-

zialismus“, das bedeutete für die Bevölkerung eine noch schlechtere Versorgung mit Konsumgütern. Die angespannte Wirtschaftslage, aber auch eine allgemeine Verunsicherung durch starke Fluchtbewegungen Richtung Westen und der Tod Stalins im März 1953 trugen zu dem angestauten Unmut der DDR-Bevölkerung bei, sodass die Normenerhöhungen nur der berühmte Tropfen waren, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Das Publikum im Tresenreuter-Haus diskutierte angeregt über die Beiträge der Zeitzeugen, zumal sich unter den Zuhörern *innen etliche befanden, die eigene Erlebnisse beitragen konnten. Eine kontroverse Diskussion entwickelte sich zu dem Punkt, inwieweit 1953 die Einstellung, in einem gemeinsamen Deutschland zu leben, noch präsent war. Viele Diskutanten betonten, dass bereits zu diesem Zeitpunkt starke Trennungslinien zwischen Ost und West, nicht nur faktisch, sondern auch in den Köpfen der deutschen Bevölkerung, und zwar diesseits und jenseits des „Eisernen Vorhangs“ bestanden. Einige erinnerten sich aber auch an ein privates Lebensgefühl, Bürger eines gemeinsamen Deutschlands zu sein.

Diese Veranstaltung zeigte, dass der 17. Juni 1953 noch immer viel Anlass zu reden bietet, und man kann nur hoffen, dass der 75. Jahrestag dieses Ereignisses durch den Beschluss, am 17. Juni 2028 einen einmaligen Feiertag zu begehen, der Volksaufstand auch für jüngere Generationen wieder in den Fokus gerückt wird und nicht zu einem willkommenen freien Badetag degradiert wird.

Hinweis: Wer sich über die Ereignisse, die Folgen und den Stand der wissenschaftlichen Diskussion zum Volksaufstand am 17. Juni 1953 genauer informieren möchte, dem sei das Magazin „Lernen aus der Geschichte“ empfohlen. In der Ausgabe 4/2023 wird dieser Themenschwerpunkt in zahlreichen Beiträgen beleuchtet.

Spuren suchen oder: Wie ich meine jüdische Familie fand

Kurzfassung des Vortrags von **Dr. Ilona Zeuch-Wiese** in der Landeszentrale für politische Bildung am 28. Juni 2023



Dr. Ilona Zeuch-Wiese Foto: Dagmar Behrendt

Ilona Zeuch-Wiese, Jg. 1946, ist Nachkomme einer jüdischen Familie. Die Urgroßeltern und die Großmutter waren jüdisch, die Mutter in NS-Zuschreibung „halbjüdisch“. Großmutter und Mutter, beide mit nicht jüdischen Männern verheiratet, überlebten die NS-Zeit. Wie in vielen Nachkriegsfamilien wurde auch in ihrer nicht über das Erlebte gesprochen. Eher nebenbei erfuhr die Tochter Ilona im Alter von ca. 13 Jahren von ihrer jüdischen Familie mütterlicherseits: Die Großmutter bot ihr von der Matze an, die sie von der Jüdischen Gemeinde bekam. Das habe sie immer zu Hause gegessen, sagte sie. Das äßen Juden. Juden? Ein neues Wort. Sie fragte die Mutter, und die vertraute ihr, wie ein Geheimnis, die jüdischen Wurzeln ihrer Familie an. Viele seien „umgekommen“. Und sie bat die Tochter, ihre Großmutter nicht darauf anzusprechen. Das mache sie traurig. Die Tochter bewahre das Geheimnis.

Mit 15 Jahren sprach sie das erste Mal gegenüber einem Dritten, ihrem Freund, über den jüdischen Familienzweig. Es war ein Test. Wie würde er reagieren? Seine Gefühle für sie blieben unverändert. Er war jedoch neugierig und fragte, was bei ihr zu Hause nicht gefragt werden durfte: Wie Großeltern

und Eltern die Nazizeit überlebt hätten, ob jemand im KZ ermordet worden sei. Keine seiner Fragen konnte sie beantworten. Da durchbrach sie das Frageverbot: Ihre erste, vorsichtige Familienrecherche begann. Von ihrer Mutter erfuhr sie vom Umzug ihrer jüdischen Urgroßeltern mit Tochter Herta, Schwiegersohn Georg und Enkelin Helga 1935 von Deutsch Krone / Westpreußen nach Berlin zum ältesten Sohn. Der sei im gleichen Jahr gestorben. 1937 folgte ihm der Urgroßvater. Die Urgroßmutter sei später nach Theresienstadt deportiert worden und dort verhungert. Das habe nach dem Krieg ihr Onkel erzählt. Auch er sei nach Theresienstadt gekommen, habe aber überlebt. Sie, Helga, Jg. 1926, habe in Berlin ganz normal die Schule besucht, musste allerdings als „Halbjüdin“ nach der 9. Klasse abgehen und begann eine einjährige Berufsausbildung auf einer privaten Handelsschule. Sie und ihre Mutter seien nicht verfolgt worden. Ihr Vater habe zu seiner Frau gehalten, habe allerdings Zwangsarbeit in der Organisation Todt leisten müssen. Nur zwei Ausgrenzungen wegen ihrer jüdischen Abstammung waren in ihrem Gedächtnis verankert: Ein Nachbar, strammer Nazi, habe vor dem Gemüseladen stets die Mutter Herta beim Einkauf mit der Uhr in der Hand darauf hingewiesen, dass sie die für Juden festgelegten Einkaufszeit einzuhalten habe. Und sie, Helga, sei traurig gewesen, dass sie nicht in den BdM eintreten durfte. Ihr habe die Uniform so gut gefallen. Mit ihrer Mutter Herta habe sie 1943 schöne Urlaubsreisen nach Tirol gemacht, danach in Wannsee ihre erste Arbeitsstelle angetreten und dort ihren Mann, Ilonas Vater, kennengelernt. Ende 1944 habe man ihr gekündigt und sie zur Zwangsarbeit verpflichtet. Schrecklich sei das Kriegsende gewesen: Russen hätten sie vergewaltigt. Ansonsten, so schloss die Mutter, habe sie eine glückliche Kindheit und Jugend gehabt. Der Tochter Ilona erschien dieser Bericht, als habe die Mutter von einem fremden Leben erzählt. Nüchtern, emotionslos, ohne Wut, ohne Trauer. Nachfragen blieben unbeantwortet.

Die NS-Zeit blieb im Verlauf der nächsten Jahre tabu – keine Fragen, keine Antworten.

Gespräche mit der Mutter nahm Ilona erst 1979 wieder auf. Anlass war das Buch „Du bist nicht so wie andere Mütter“ von Angelika Schrobsdorff, Ilonas Weihnachtsgeschenk für die Mutter. Über die Parallelen im Leben beider Frauen wusste sie nichts. Noch unterm Weihnachtsbaum begann die Mutter zu lesen. Als sie laut anmerkte, dass der Namen



In der Landeszentrale, Foto: Dagmar Behrendt

der im Buch genannten Gemüsehändlerin falsch sei, wurde Ilona hellhörig. Es sollte sich zeigen, dass auch die Autorin „Halbjüdin“ war, Jg. 1927, sie in Wannsee die gleiche Schule besucht und sie beide immer „um die Ecke“ gelebt hatten. Das Buch wurde Ausgangspunkt für eine Reise in die Familien-Vergangenheit. Alle Wohnorte in Wannsee wurden besucht. Neue Erinnerungssplitter traten zu Tage. 1992 und noch einmal 2004 reisten Mutter Helga mit Tochter und Schwiegersohn ins ehemalige Deutsch Krone (Walcz) nach Polen, besuchten Wohnort, Schule und die „Schul“, wo die Mutter einmal Hebräisch gelernt hatte. Die Urgroßeltern nahmen für Ilona Gestalt an. Eine glückliche Reise in die Vergangenheit.

2006 wird Ilonas Enkeltochter geboren. Für sie will sie alles über ihre jüdische Familie in Erfahrung bringen, was ihre Mutter nicht gesagt hat, nicht weiß oder nicht wissen wollte. Es soll keine Familiengeheimnisse mehr geben!

Sie sucht mit ihrer inzwischen 81jährigen Mutter den letzten Wohnort ihrer Urgroßmutter in Berlin-Schöneberg auf – ein Neubau! Das alte Haus gibt es nicht mehr. Die Mutter erinnert sich an den Standort, nicht aber an den Straßennamen. Sie zweifelt an ihrer Erinnerung. Wieder zu Hause, schlägt Ilona in der Dokumentation „Orte des Erinnerns, Bd.2, Jüdisches Alltagsleben im Bayerischen Viertel“ die Liste der Straßennamen mit den von dort deportierten Juden auf. Auf S. 263 findet sie als ersten Namen in der „Schwerinstraße“ Namen und Daten ihrer Urgroßmutter: „Bertha Markus,*8.8.1863, Theresienstadt: 8.9.1942“. Damit beginnt ihre erneute Familienrecherche, nun in Bibliotheken und Archiven. Ausgangsmaterial sind Familienfotos und die Namen der jüdischen Verwandten. Bei ihrer Suche ermittelt Ilona die Todesorte Auschwitz, Riga und Theresienstadt von Großtanten und Großonkel, Sterbedaten und –orte von Großcousinen und sie erschütternde Dokumente, die die bürokratische Gründlichkeit der Entrechtung, Ausplünderung, Deportation und Ermordung ihrer Urgroßmutter bezeugen. Sie, die außer ihren Eltern, ihren Großeltern mütterlicherseits und ihrer Großmutter väterlicherseits bisher nur diese fünf Verwandten kannte, lernte ihre ehemals große jüdische Familie kennen – 24 Menschen bereichern ihr Leben! Um allen zu gedenken, fertigt sie für die Ausstellung „Wir waren Nachbarn“ im Rathaus Schöneberg ein Gedenkalbum für ihre Urgroßmutter an, in das auch alle anderen Familienmitglieder mütterlicherseits aufgenommen werden. Sie sollen nicht mehr vergessen werden.

Der Mutter übergibt sie ein Exemplar des Albums. Sie sieht es durch, gibt es ihr zurück, geht auf Distanz. „Schrecklich, was man den Menschen damals angetan hat“, sagt sie – als wäre es nicht ihre Familie, nicht die der Tochter, deren Lebensbruchstücke darin zusammengetragen sind.

2009 nimmt Ilona Zeuch-Wiese in Berlin an der vom Verein „Halber Stern“ durchgeführten Tagung „Sag bloß nicht, dass du jüdisch

bist! Die Verfolgungsgeschichte von Personen jüdischer und teiljüdischer Herkunft in der NS-Zeit und ihre generationsübergreifenden Auswirkungen“ teil. Schon lange fragt sie sich, was in ihr von der jüdischen Seite ihrer Familie weiterlebt und ob bestimmte Gefühle dort ihren Ursprung haben. Sie erfährt von der objektiven Funktion des „halbjüdischen“ Kindes für ihre jüdische Mutter: Schutz und Verteidigung. Und sie erkennt sich selbst in den Berichten ihrer Generation, den Kindern eines halbjüdischen Elternteils: eine diffuse Angst, erkannt, das Gefühl, nicht richtig geliebt zu werden und mit ständig ausgefahrenen Antennen durchs Leben zu gehen – immer auf der Hut vor möglichen Bedrohungen. Dass auch ihre Mutter die Angst, „entdeckt“ zu werden, lebenslang gequält hat, wird ihr klar, als sie Ilona 2012 von einer Begebenheit im Krankenhaus berichtet: Sie weine oft grundlos in letzter Zeit. Eine Krankenschwester habe sie darauf angesprochen, und der habe sie anvertraut, dass das von tief innen komme und mit den von den Nazis ermordeten Verwandten zusammen hänge. Und dann sagt sie: „Ich habe nie darüber gesprochen – auch nicht bei der Arbeit. Ich wusste ja nie, wie die Leute dazu stehen. Jetzt habe ich mich das erste Mal getraut, das auszusprechen.“ Da ist sie 86 Jahren alt!

Wie die Zeit vergeht Von Klaus-Dieter Pohl

Es ist ein Jahr her, dass ich am 14. Juni 2022 zum ersten Mal – und als erster Zeitzeuge überhaupt -im Vicco-von-Bülow –Gymnasium in Falkensee war. Damals vor 75 Schülern aus drei 10. Klassen in der „kleinen Turnhalle“ auf einem Podest sitzend und mit Mikro sprechend, hatte ich im anschließenden Gespräch mit dem „Kontaktlehrer“ angeregt, im Wiederholungsfalle vielleicht besser die Teilnahme auf mehrere Veranstaltungen mit jeweils einer Klasse zu verteilen.

So kam es dann auch, und ich war an zweier für die vier 10. Klassen organisierten Zeitzeugeneinsätze – am 9. und 14. Juni diesen Jahres - wieder in Falkensee.

Wieder mit dem Auto angereist, musste ich meinen damaligen ersten Eindruck vom Schulgebäude („Plattenbau-Charme“) revidieren, denn der gilt nur für einen Teil des Ensembles. Daneben gibt es einen Bau offenbar neueren Datums, den man – durchaus positiv gemeint – als „quadratisch, praktisch, gut“ bezeichnen kann. Dort befanden sich die Klassenräume für meine beiden „Einsätze“. Der Weg dahin führte durch lichte, saubere Gänge. Graffiti? Fehlanzeige. Wie aus einem Werbevideo für eine Gebäudereinigung. In einem der beiden Klassenräume, in denen ich „auftreten“ durfte, gab’s aber doch einen Spruch an der Wand: „Non scholae sed vitae discimus“. Und dass man am Vicco-von-Bülow-Gymnasium nicht für die Schule, sondern für das Leben lernt, ist - so mein Eindruck nach den beiden Tagen - keine Leerformel, sondern Programm. Ein Kommentar von Lorient hierzu muss leider entfallen.

Im letzten Jahr hatte mich die Frage einer Schülerin, ob sich im Laufe der Jahrzehnte meine Sicht auf die DDR verändert habe, etwas nachdenklich gemacht. Deshalb hatte ich mir vorgenommen, die bei bisherigen Einsätzen regelmäßige „Fokussierung“ auf Ursachen und Umsetzung meiner Flucht aus der DDR aufzugeben und stattdessen zu beginnen mit der Schilderung meiner Erinnerungen an eine ereignisreiche „Kindheit und frühe Jugend in der DDR“, die dann in dem Alter, in dem sich die Schüler*innen der 10. Klassen befinden, zu den Konflikten führte, die zwei Klassenkameraden und mich zur Flucht veranlassten. Dabei ist mir der Unterschied zu der „Großveranstaltung“ des letzten Jahres deutlich bewusst geworden: Vor 75 Zuhörenden in einer Turnhalle mit Mikro besteht die Tendenz zum „Dozieren“, und eine „Erzählatmosfera“ will sich da nur schwer einstellen. Und auch eine eher bei-läufige Zwischenbemerkung („wie haben Sie

eigentlich den Prager Frühling wahrgenommen?“) wird eher unterbleiben, wenn man sich dafür extra melden, aufgerufen werden und zum Mikro gehen muss. Meine mit vielen biografischen Details neben der „Fluchtgeschichte“ angereicherte Erzählung – in beiden Klassen gewiss auch mit kleinen Unterschieden, denn ich hangele mich mit gelegentlichen Ausflügen seitwärts an meinen Erinnerungen entlang – war offenbar genügend interessant, denn der „akustische Dank“ am Ende der Veranstaltungen schien mir mehr zu sein als reine Höflichkeit.

Dafür spricht auch der Umstand, dass der „Kontaktlehrer“ mir später mitteilte, in beiden Klassen sei per Abstimmung zum Ausdruck gebracht worden, dass man mich im nächsten Jahr wieder als Zeitzeugen einladen könne. Irgendwie musste ich, als ich das gelesen habe, an die Schlusszene in dem Film „Casablanca“ denken.

Beitrag von Helga Wille

Am 13. und 14. Juni habe ich in zwei 10. Klassen des „Vicco-von-Bülow-Gymnasiums“ in Falkensee meinen „Standard-Vortrag“ „Berlin zu Mauer-Zeiten“ gehalten. Dank des engagierten Geschichtslehrers, der bei der ZZB angefragt hatte, waren beide Klassen gut vorbereitet, so dass ich wirklich mit dem Mauerbau beginnen konnte und einige der – zu meist komplikationslosen, teils aber auch höchst unerfreulichen – Erlebnisse bei meinen Besuchen in Ost-Berlin berichten konnte. Wenn alle Schülerinnen und Schüler so aufmerksam und interessiert wären wie diese in Falkensee, sähe es m.E. im Bildungswesen besser aus.

Zeitzeugen der ZeitZeugenBörse als Basis für ein neues Berlinbuch

Bericht Gertrud Achinger

Sinclair McKay ist ein bekannter britischer Journalist und Bestseller-Autor, der unter anderem ein viel beachtetes Buch über die Zerstörung Dresdens geschrieben hat, 2022

wurde sein neuestes Buch veröffentlicht: „Berlin. Life and Loss in the City That Shaped the Century. Viking, UK 2022 (‘Berlin. Leben und Verlust in der Stadt, die das Jahrhundert prägte’). Das Buch ist 2023 auch in deutscher Sprache erschienen.

Wie der Autor in der Einleitung zum Ausdruck bringt, will er die Geschichte Berlins vor, im und nach dem Zweiten Weltkrieg von unten schildern, also vor allem den Erlebnissen nicht prominenter Bewohner der Stadt Ausdruck geben. Außerordentlich detailreich schildert McKay vor allem die furchtbaren physischen und psychischen Belastungen der Berliner:innen durch die Bombenangriffe der Alliierten und die Haus-zu-Haus- oder Straße-zu-Straße-Kämpfe in der Endphase des Krieges, als die sowjetischen Truppen gegen die letzten Reste der deutschen Wehrmacht und des Volkssturms kämpften und es zu massenhaften Vergewaltigungen, Plünderungen, Deportationen und persönlichen Bedrohungen kam.

McKay wollte weniger der umfangreichen Berlin-Literatur neue Erkenntnisse hinzufügen, als einen neuen Blick auf die bekannten Geschehnisse werfen, eben einen Blick von unten, und deshalb kam neben der Mauer-Gedenkstätte und dem Haus der Wannseekonferenz die ZeitZeugenBörse ins Spiel. McKay hat 2011-2012 insgesamt 15 Zeitzeugen der ZZB interviewt und sie immer wieder mit Namen und ZZB-Zugehörigkeit zitiert. Die Arbeit der ZeitZeugenBörse beschreibt er ausführlich, wie meine Übersetzung der entsprechenden Abschnitte zeigt:

‘Nach einer ziemlich intensiven Reihe von Jahren für Jedermann ist meine Dankbarkeit so Vielen gegenüber wenn möglich tiefer als gewöhnlich. Am Anfang möchte ich Gertrud Achinger und Dr. Eva Geffers würdigen, die mit der ZeitZeugenBörse in Berlin so herausragende Arbeit geleistet haben, mir Zeit gewidmet und mich mit einer wunderbaren Auswahl an Material versorgt haben. Diese wundervolle Organisation hat einer großen Zahl von Berlinern eine Stimme gegeben, die in den Jahren zuvor nicht ermutigt wurden, ihre außerordentlichen Geschichten zu erzählen:

Schichten kollektiver Schuld verdeckten und dämpften lebendige Erinnerungen. Die ZeitZeugenBörse dokumentiert und filmt nicht nur die Erinnerungen ihrer Mitglieder, so dass sie deren eigene Lebenszeit überdauern, sondern sie organisiert auch brillante Treffen im Erziehungsbereich, bei denen junge und alte Menschen sich treffen und ihre Erfahrungen austauschen und teilen. Es gibt auch einen monatlichen Zeitzeugenbrief, der häufig voll von kurzen, wundervoll detaillierten Berichten von Zeitzeugen ist – Erinnerungen, die von den Spielen auf den Nachkriegsspielplätzen bis zum Mauerbau reichen.’

Inzwischen leben die meisten der damals interviewten Zeitzeugen nicht mehr, aber so bleiben ihre Zeitzeugen-Erinnerungen erhalten. Außerdem wird das Buch vielleicht weitere Berlinforscher anregen, die persönlichen und audiovisuellen Ressourcen der ZeitZeugenBörse zu nutzen und zu würdigen.

(Auszug aus dem englischen Originaltext)

Throughout what has been a rather intense couple of years for everyone, my gratitude and thanks, to so many, are – if anything – deeper than usual. To begin with, I want to pay tribute to Gertrud Achinger and Dr. Eva Geffers, who have done such outstanding work with the ZeitzeugenBörse in Berlin, and who, as well as kindly sparing the time to see me, provided me with a wonderful array of material. This wonderful organization has given voice to huge numbers of older Berliners who in previous years were not encouraged to tell the extraordinary stories: layers of collective post-war guilt settled upon and muffled vivid and illuminating memories. The ZeitzeugenBörse not only records and films its contributors, so that their voices may last beyond their own lifetimes, but also arranges brilliant educational sessions where young people meet with old and experiences are related and shared. There is also a monthly newsletter, frequently packed with short, wonderfully detailed entries from contemporary witnesses – memories ranging from post war playground games to the grim division of the Wall.’(S.377).

Unsere älteste Zeitzeugin Charlotte Oberberg feiert ihren hundertsten Geburtstag

Von Gertrud Achinger

Am 30 April 2023 wurde Charlotte Oberberg hundert Jahre alt. Dieses besondere Ereignis wurde in ihrem Seniorenheim in Kreuzberg am 3. Mai festlich begangen, und sie hat die ZeitZeugenBörse persönlich dazu eingeladen. Im Begegnungsraum hatten sich viele Bewohner und Bewohnerinnen, Freunde, Verwandte und die Heimleitung versammelt, um bei einem üppigen Buffet, Schifferklavier und verschiedenen Beiträgen die Jubilarin zu feiern. In einer kleinen Ansprache verriet uns Frau Oberberg auch, wie sie so alt geworden ist: sie isst jeden Tag eine Banane und trinkt immer Kräutertee.



Gertrud Achinger und Charlotte Oberberg
Foto: Christin Sommerfeld

Wir von der ZeitZeugenBörse kennen Frau Oberberg schon seit vielen Jahren. Sie wurde häufig eingeladen und von uns in einem Videointerview porträtiert. Sie hat wie

alle Berlinerinnen ihres Alters bewegte Zeiten erlebt – und auch aktiv mitgestaltet, deshalb kann sie für Jüngere ein Vorbild sein. Frau Oberberg wuchs in der Gitschiner Straße auf und lebte auch nach dem zweiten Weltkrieg immer in Kreuzberg. Schon mit 14 Jahren musste sie bei Bauern in Ostpreußen und in der Ostprignitz arbeiten, und zwei Jahre später wurde sie zum Kriegsdienst an verschiedenen Fronten eingezogen. Das Kriegsende erlebte sie als OP-Helferin in Bad Ischl. Von dort musste sie sich nach Berlin durchschlagen, wo sie mit ihrer kleinen Tochter die schwierigen Nachkriegsjahre im weitgehend zerbombten Stadtteil zu bewältigen hatte.

Charlotte Oberberg ist in einer sozialdemokratischen Tradition aufgewachsen und war lange Mitglied der SPD – bis sie mit der Linie der Partei nicht mehr einverstanden war. Vor allem aber hat Frau Oberberg ganz viel bürgerliches Engagement für die Belange der Bürger und Bürgerinnen Kreuzbergs gezeigt. Sie hat das Bundesverdienstkreuz für die Gründung des Vereins „Brückenschlag“ erhalten und eine zweite Ehrung für ihre Tätigkeit in der Seniorenvertretung Friedrichshain-Kreuzberg, außerdem viel Anerkennung für die Gründung der Kabarettgruppe „Kreuz und Querberger“, die aus Ost- und Westberliner*innen besteht. Zu ihrem Hundertsten hat sie Spenden erbeten für eine weitere soziale Organisation.

Frau Oberberg ist noch heute bewundernswert präsent. Die ZeitZeugenBörse wünscht ihr weiterhin gute Gesundheit und noch viel Spaß am Leben.

In eigener Sache

🌸🌸🌸🌸🌸 Gratulationen 🌸🌸🌸🌸🌸

Wir gratulieren allen im August geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und Mitgliedern

01.08. Margarete Blankenfeld, 02.08. Wolfgang Endler, 02.08. Wolfgang Jähnichen, 04.08. Irma Gideon, 06.08. Dorothea Hoffmann, 07.08. Elke Baars-Margeit, 08.08. Peter Carow, 09.08. Doris Steinke, 09.08. Hans Müncheberg, 10.08. Elisabeth Achinger, 11.08. Karen Ehrlich, 12.08. Horst Pötschke, 18.08. Gernot Ribka, 19.08. Ludwig Bodemann, 31.08. Salomea Genin

Zeitzeugen gesucht

Vermittlungsnummer 103/23 "Selbstzeugnisse von Zeitzeugen zu Sportereignissen in der NS-Zeit"

Gesucht werden für eine Ausstellung im Olympiapark in Berlin aus Anlass der Fussballeuropameisterschaft 2024 Selbstzeugnisse von zeitbezeugenden Personen, Dokumente, und Fotos von Großveranstaltungen in der Zeit des Nationalsozialismus. Auch Veranstaltungen auf Breiten- und Lokalebene wären interessant.

Ankündigung

Veranstaltung am Mittwoch, den 9.8.2023 von 16-18 Uhr

Erlebte Erinnerung: Zeitzeugenschaft und Geschichtswissenschaft Vortrag und Diskussion

Im Mittelpunkt dieses *Werkstattgesprächs* stehen die jeweiligen Stärken und Schwächen der manchmal rivalisierenden Perspektiven von Zeitzeugenschaft und Geschichtswissenschaft. Es referiert **Prof. Dr. Konrad Jarausch**, Herausgeber des Buchs "Zerrissene Leben. Das Jahrhundert unserer Mütter und Väter". Der deutsch-amerikanische Historiker leitete das Zentrum für Zeithistorische Forschung (ZZF) in Potsdam und lehrte an zahlreichen deutschen und amerikanischen Universitäten.

Moderation: Eva Geffers

Die Veranstaltung findet in Kooperation mit der Landeszentrale für politische Bildung statt, die um Voranmeldung bittet: 90 227- 4962. Sie können auch in der Zeitzeugenbörse anrufen: 4404 63 78.

Veranstaltungsort: Berliner Landeszentrale für politische Bildung im Amerika Haus am Bahnhof Zoo, Hardenbergstr. 22, 10623 Berlin

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!
V.i.S.d.P: Jens Splettstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann, Lektorat und Layout: Margot Schmezer
ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378
Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de
Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr
Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.
Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft
BIC: BFSWDE33BER
IBAN: DE87 3702 0500 0003 3407 01

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22
16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales